

Friedrich Böer
aufgenommen im Juli 1984

FRIEDRICH BÖER

Wegbereiter einer neuen Bildersprache im Kinderbuch

Als ich an einem heißen Julitag diesen Jahres (in Begleitung meines Mannes, der, wie so oft für mich die fotografischen und sonstigen technischen Probleme übernahm) Friedrich Böer in seiner Hamburger Wohnung aufsuchte, um mit ihm die Möglichkeit einer Dokumentation seiner Kinder- und Sachbucharbeit zu besprechen, bewegte mich eine Fülle von Erwartungen, von denen ich sehr gut wußte, daß es keine Selbstverständlichkeit bedeutete, würden sie erfüllt. Sie rührten vor allem aus den überaus spannenden, menschlich bereichernden Erfahrungen her, die ich auf der Suche nach den Kinderbuchillustratoren und -autoren Tom Seidmann-Freud und Marianne Scheel gemacht hatte.

In Friedrich Böer hatte ich einen Menschen vor mir, der seine ersten, so sehr erfolgreichen Kinderbücher bei Herbert Stuffer, dem genialen jungen Berliner Kinderbuch Verleger, herausgebracht hatte. Stuffers Name und Verlagstätigkeit bürgten für ein sensibles Kunstverständnis, für den Mut, neue, ungewöhnliche Wege zu beschreiten, und für ein hohes Maß an Engagement und Niveau im Kinderbuch ohne opportunistische Kompromisse oder Zugeständnisse an eine Zeit, die durch politische Erdbeben und Ideologien zutiefst verunsichert war.

Die Realität Friedrich Böers und seiner Kinderbücher, die ich bei ihm erleben durfte, übertraf meine hohen Erwartungen. In einer kultivierten Atmosphäre, geprägt durch den ästhetischen Stil einer herrlichen Wohnung und die großzügige Gastfreundschaft, mit der Frau Böer, Doris Puhonny-Böer, die Tochter des berühmten Puppenspielers Ivo Puhonny, uns bewirtete, breitete Friedrich Böer vor unseren Augen ein faszinierendes Panoptikum genialer Kinderbuchgestaltung und -kunst aus.

Der sprühende Ideenreichtum, der den heute Achtzigjährigen unvermindert auszeichnet, seine akribische, keine Anstrengungen scheuende Art, sich „sein“ Kinderbuch zu erarbeiten, seine unerhörte Sachkenntnis und Kompetenz, mit der er jedes einzelne Thema durchleuchtete und in eine klare und reizvolle Form brachte, und seine kritische Distanz und Bescheidenheit, mit der er sein stattliches Kinder- und Sachbuchwerk heute betrachtet, haben mich zutiefst beeindruckt und bewegt.

Friedrich Böer hatte bei der Gestaltung der Kinderbücher in den frühen dreißiger Jahren völlig neue Wege eingeschlagen. Sein Konzept bestand darin, die modernen technischen Bildmittel seiner Zeit, wie Fotografie und Fotomontage mit der farbigen Zeichnung zu verbinden. So unternahm er unzählige Streifzüge durch Städte (zum Beispiel Berlin in den dreißiger Jahren) und durch die Umgebung seiner Heimatstadt Hamburg, die er in Tausenden von eigenen Fotos festhielt. Gleichzeitig nahm er Kontakt zu qualifizierten Illustratoren (Marianne Scheel), Zeichnern (Ernst Graef) und Graphikern (Erich Krantz) auf, die seine Ideen zeichnerisch in die Tat umsetzten. Als eigenständiges künstlerisches Element verwendete Friedrich Böer die Fotomontage, die es ihm ermöglichte, Realität und märchenhaft Phantastisches in Einklang zu bringen.

Nach diesem Konzept entstanden die Bücher „Klaus, der Herr der Eisenbahnen“ (1932) und „Drei Jungen erforschen eine Stadt“ (1933).

Böer drittes Kinderbuch, „Krischan, der Bauernjunge“ (1934) ist seine einzige Arbeit, in der er auf das Element Fotografie verzichtete. Dafür gibt es eine ebenso einfache wie absurde, zeitbedingte Erklärung: Fotomontagen wurden damals (1934) als angebliche politische Aussagen abgelehnt und Luftbildaufnahmen, wie sie im „Klaus, der Herr der Eisenbahnen“ vom Anhalterbahnhof in Berlin zu finden sind, konnten doch vom feindlichen Ausland eventuell strategisch für militärische Ziele mißbraucht werden – welche Fehlinterpretation eines absolut unpolitischen und tendenzfreien Kinderbuches!

So übernahmen Marianne Scheel und Ernst Graef die künstlerische Gestaltung des „Krischan“. Mit dem bis ins kleinste Detail stimmenden und anschaulich erzählten Text gelang Friedrich Böer ein hinreißend schönes, unsentimentales Portrait eines großen Bauernhofes in der Lüneburger Heide.

Im „Schiffbuch“ (1937) griff Friedrich Böer wieder auf seine gewohnte Technik der Kombination aus Fotomontage und Zeichnung zurück. Als gebürtiger Hamburger bevorzugte er auch später Themen, die sich mit dem wichtigsten Teil seiner Heimatstadt, Hafen und Schifffahrt, beschäftigten. Es entstanden hochwertige Sachbücher, „Der Hafen“ (1950) und „Alles über ein Schiff“ (1955 und 1962), die ein lebendiges Bild dieser Welt vermittelten.

In diese Zeit fällt auch Friedrich Böers umfangreiche Tätigkeit als Herausgeber: Die „Lindauer Bilderbögen“ (1948), die Kinderillustrierte „Buchfink“ (1950-1957), das Völkerkundewerk „So lebt man anderswo“ (1955) und vor allem sein „Ensslin-Jugendkalender“ (Ensslin Schüler-Taschenbuch) (1950-1980) sind dafür ein bedeutendes Zeugnis.

Von früher Jugend an war Friedrich Wer immer auf der Suche nach etwas, das er „Spielregeln“ nannte. Diese Spielregeln sollten alles umfassen, was zur allgemeinen Verständigung der Menschen untereinander und zur gegenseitigen Hilfe dient. Unter diesem gedanklichen Ansatz – ich möchte Ihnen Friedrich Böers „humanistischen Ansatz“ nennen – standen vor allem seine beiden Bücher „Die Reise in die Wirklichkeit“ (1973) und „Tobys geheimes Tagebuch“ (1982), die die Summe seines ganzen Lebens enthalten. Beide Bücher, diesmal neben eigenen Fotos und Fotomontagen auch mit Zeichnungen von Friedrich Böer versehen, beschäftigen sich mit der Alltagswelt, mit dem täglichen Erleben „banaler“ Kleinigkeiten, die sich, betrachtet man sie genauer, plötzlich wie kleine Abenteuer ausnehmen. Vor allem im „Toby“ hat sich Friedrich Böer, der von seiner Familie und seinen Freunden seit seiner Kindheit so genannt wurde, ein liebenswertes biographisches „Denkmal“ gesetzt.

Sein bisher letztes Buch „Alles über ein Container-Schiff“ beendete Friedrich Böer 1984, dem Jahr seines 80. Geburtstages. Wieder hat er, – beraten von Schiffsoffizieren, Ingenieuren und anderen Fachleuten, – mit bewundernswerter Initiative und Arbeitsleistung alles Material selbst zusammengetragen, fotografiert, gezeichnet und beschrieben. In den langen Gesprächen, die wir miteinander geführt haben, kann ich mich nur ein einziges Mal erinnern, daß er in einem Nebensatz leise klagte, die steilen Eisentrepfen in den Schiffen hätten ihn manchmal doch ein wenig angestrengt. Eindrucksvoller kann seine so liebenswerte Bescheidenheit und sein hoher Anspruch an sich selbst kaum zum Ausdruck kommen.

In seinem Kopf jedoch lebt ein Feuerwerk voller jugendlicher und liebevoller Kinderbuchideen, die nur noch auf ihre Realisierung warten.

Barbara Murken



Entwurf von Friedrich Böer für ein nicht erschienenes Kinderbuch über Spielregeln des Lebens (1948)

Die erste greifbare Erinnerung an Friedrich Böer stammt aus dem Jahr 1933. Er kam mit Hrb. best. Stuffer in mein Atelier in Berlin-Dahlem und stellte so die Verbindung zwischen Stuffer und mir her, die so lange Jahre, bis 1956, dauern sollte.

In nähere Beziehung kamen Böer und ich dann durch die Arbeit am Krischam, zusammen mit Ernst Graef. Böers gewissenhafte gründliche Arbeit zeigte sich, als er uns einen genauen Plan des wertvollen fälischen Bauernhofs vorlegte, dessen Darstellung nun die Grundlage unserer Arbeit bilden sollte. Böer hatte den Hof besucht und sich eine Zeitlang dort aufgehalten. Er wusste nun alles ganz genau,

kannte jeden Baum, jeden Zaun, jedes Feld, jede Wiese und selbstverständlich alle Gebäude innen und aussen, den Viehbestand und vor allem natürlich den Bauern und seine Familie. Dieses sein Wissen sollte nun in unsere Vorstellung übergehen und auf jedem Bild, jeder Zeichnung genau dargestellt werden. Das war für Maler, die lieber frei in der Natur gearbeitet und schöne Sommertage ausgenutzt hätten, nicht immer ganz leicht. Wir saßen aber brav in unseren Stühlen in den Austragshäusern der Bauernhöfe an der Ostsee, wo wir uns wochenlang aufhielten und arbeiteten fleissig. Von Berlin her

Kam Auftraggeber Böer und kontrollierte unser Tun. Seine Art, solche Sachbücher zu machen, ist wohl die beste, die man sich denken kann. Er hat sie sein Leben lang mit nie erlahmender Interesse und grösster Einsatz geübt. Seine stets wache Neugier hat ihn jung erhalten. Und die Neugier paarte sich, je länger er sie walten liess, mit menschlicher Reife. Je länger er seine Bücher machte, desto freier wurde auch seine Einstellung zum Zeichnen, bis er schliesslich sich seine Illustrationen selber machte, sachlich und künstlerisch zugleich.

Seine Freunde nennen Böer Toby – leitet sich dieses Name nicht von Tobias ab und hat nicht Böer es dem biblischen Tobias gleich gemacht und so manchen grossen Fisch in Gestalt seiner Bücher glücklich an Land gezogen.

Marianne Scheel

Friedrich Böer

ES IST SCHON ALLES DA – MAN MUSS ES NUR FINDEN

Über meine Arbeit mit Büchern

Die Lust zu lernen, zu gestalten und mitzuteilen sind die Triebfedern meiner Arbeit.

Für mich gibt es nichts Schöneres, als ein Buch zu machen; es auszudenken, in Gedanken aufzubauen, einen Plan zu entwickeln und ihn zu verwirklichen.

Die Idee für ein Buch kommt mir unversehens in einem Gespräch, im Bus, beim Lesen, beim Nachdenken, in der Nacht. Vielleicht weil ich etwas erklären möchte, was Papier, Schrift und Bild verlangt. Oder weil ich etwas erfahren, gefunden, verstanden, gedacht habe, was ich anderen mitteilen muß, oder weil ich etwas nicht verstanden habe, und es für mich und andere verständlich machen möchte.

Zuerst ist es eine Idee. Ich spiele mit ihr. Sie läßt mich nicht los, sie wächst, nimmt Gestalt an (alles, was ich denke oder was andere mir erzählen oder was ich erklären will, wird mir sofort zum Bilde). Sie entwickelt sich in die Breite und Tiefe: ich erkenne Blickpunkte, Perspektiven, Zusammenhänge, bin begeistert und will das Gefundene ändern mitteilen. Aber es gibt nicht viele, die zuhören. Die meisten können es nicht abwarten, bis ein Gedanke entwickelt ist: sie wollen lieber ihre eigenen Ansichten vorbringen oder gehen auf ein anderes Thema über.

So geht es also nicht. Ideen hat jeder. Wer sie an andere herantragen will, muß seinen Plan allein zu Ende denken und darf sich nicht durch flüchtige Einreden ablenken lassen. Er muß seine Ideen formulieren und sichtbar zu Papier bringen. Er muß Bilder entwickeln, und wenn er viele Zuhörer gewinnen will, muß er daraus ein Buch machen.

Ein Buch „machen“, damit meine ich, es nicht nur schreiben, sondern innen und außen zu einer Einheit gestalten, ein „Bilderbuch-Manuskript“ bauen, das nur noch gesetzt, gedruckt und gebunden werden muß.

Das ist ein Vergnügen eigener Art: lesen, fragen, forschen, studieren, sammeln, den Stoff ordnen; Seite für Seite skizzieren (das „Roh-Lay-Out“), die Bilder beschaffen, am besten selber fotografieren und zeichnen, die Texte nach Maß schreiben, den Umfang der Zeilen und die Größe der Bilder ausrechnen bis alles genau zusammenpaßt zu einem Buch, in dem Texte und Bilder, gleichwertig und sich ergänzend, dem Leser ein Thema anschaulich und verständlich anbieten. Dann die „Herstellung“, nach dem Satz die Korrekturen lesen, den Umbruch kleben, vielleicht auch den Umschlag entwerfen, schließlich Druck und Buchbinderei, bis das Buch fertig auf dem Tisch liegt.

Schon in der Schule fing es an.

Die Schulzeit war eigentlich meine schönste Zeit. Allerdings: Ich blieb zweimal sitzen, und mein Vater zürnte mit mir und bestrafte mich wegen meiner Faulheit. Aber das war es nicht, sondern „das Buch“. Ich dachte mir während des Unterrichts ein Buch aus, das alles enthalten sollte, was man am Ende des Schuljahres Wissen mußte: Sprachen, Mathematik, Geschichte, Länderkunde, Physik usw. Daraus, meinte ich, könnte man einfach alles auswendig lernen und würde sicher alle Prüfungen bestehen. Ober so ein Wunderbuch sann ich häufig nach, aber keineswegs in der Absicht, es etwa selber zu machen.

Ich bin in einer „heilen“ Familie aufgewachsen. Mein Vater war streng mit uns, meine Mutter nachsichtig. Mit meinem anderthalb Jahre jüngeren Bruder verband mich schon als Kind eine Schicksalsgemeinschaft, weil wir beide um Jahre junger waren als unsere älteren Geschwister und außer in den Schulstunden immer zusammen waren. Während des Ersten Weltkrieges und hinterher mußten wir in unserer Freizeit für den Vater arbeiten, Waren Tür seine Apotheke sortieren, abwägen, verpacken und äustragen. Wir taten, wie uns befohlen war, aber wir entwickelten im stillen unsere eigene Meinung von den Erwachsenen, und wie sie es mit dem Leben hielten.

In dieser Zeit - während der Unruhen und Straßenkämpfe zwischen Spartakus und Regierungstruppen Im Osten Berlins - hatte ich vom 6. bis 14. März 1919 ein Tagebuch geführt, jeden Tag die Ereignisse notiert, die sich vor unserem Haus am Strausberger Platz (an dem heute die Frankfurter Allee vorbeiführt) abspielten:

der Bau der Barrikaden aus Steinen des Straßenpflasters, die Beschießung des Platzes durch Artillerie und Minenwerfer, Volltreffer und schwere Zerstörungen in zahlreichen Miethäusern, Tote und Verwundete, Dachschützen, Haussuchungen, Standgericht auf offener Strafe, ein Schulheft, von mir vollgekritzelt, mit eingeklebten Fotografien illustriert. Wahrscheinlich war ich der einzige Augenzeuge, der damals ein Tagebuch geführt hatte. Leider ist es verloren. Wie auf Verabredung sprachen wir in der Zeit danach zu Hause nicht mehr von den schlimmen Wochen.

Wir gingen wieder zur Schule und an die Arbeit. Dabei wurden wir frühzeitig selbständig, lernten ohne Anleitung, wie wir unsere Tätigkeit zeitsparend organisieren, unsere Wege sinnvoll ausfüllen und was wir mit unserem bescheidenen Taschengeld anfangen konnten. Für Sport und Spiel und für die Schularbeiten blieb dabei nicht viel übrig.

Als ich dann das Reifezeugnis in der Tasche hatte, stand ich vor der Frage: Was sollte ich werden? Ich hatte bis dahin noch niemals darüber nachgedacht. Zufällig erblickte ich im Schaufenster eines Glasermeisters das berühmte Bild von Spitzweg:

Der Bibliothekar auf der Leiter. Ehe ich die Unterschrift gelesen hatte, stand es für reich schon fest: Buchhändler wollte ich werden. Dann kannst du ständig schmökern, dachte ich.

Lernen aus alten Büchern

Ich hatte Glück. Das bekannte Antiquariat Speyer 6 Peters in der Charlottenstraße in Berlin nahm mich als Lehrling an. Mein Reifezeugnis mit den schlechten Noten schien niemanden zu interessieren. Ein paar Tage lang mußte ich auf dem Speicherboden arbeiten, Folianten schleppen, in Pergament gebundene Wiegendrucke, goldgeprägte Lederbändchen und einfache Pappbände in Regale stellen und nach Sachgruppen und Autorennamen ordnen. „Das ABC müssen Sie bei uns im Traum beherrschen!“, hieß es. Später durfte ich Atlanten, Pflanzenbücher, anatomische Werke „kollationieren“ = durchsehen, ob keine Seite und keine Tafel fehlte. Und jeden Morgen mußte ich die Bilderseiten der aufgeschlagenen Bände im Verkaufsraum behutsam mit dem Staubwedel streicheln und die Blätter wenden. „Unwürdig“, dachte ich, wenn ich mit den Hahnenfedern über die gestikulierenden Skelettmänner in Vesals riesigen Holzschnitten strich, über doppelseitige Weltkarten und buntfarbige Guckkastenbilder des 18. Jahrhunderts. Unvergeßlich ein armhohes Anatomiewerk mit samtene Schabkunststichen, die die Vorgänge bei einer Geburt darstellten. Kunstvoll zum Auseinanderklappen eingerichtet, hatten sie zweihundert Jahre zuvor zur Demonstration im Hörsaal einer Universität gedient.

Bald durfte ich am neuen Katalog mithelfen: Titelangaben vorbereiten. In einem fensterlosen Ge- laß auf der Galerie der Buchhandlung hatte ich meinen Platz an einem Tischchen zwischen zwei trockenem, aber grundgescheiten Antiquaren von unbestimmbarem Alter. Sie verachteten mich, den Neuling, schoben mir aber doch von Zeit zu Zeit einen Stapel alter Papp- und Ledereinbände zur Bearbeitung herüber. Während ich die verlangten Titelangaben auf Kartetblätter kritzelte, ergötzte ich mich verstohlen an den kuriosen Bildern und an der altertümlichen Sprache. Um Rat fragen durfte ich die beiden schweigsamen Antiquare nur, wenn mir ein Buch besonders bemerkenswert erschien oder wenn ich über einen unbekanntem Autor etwas Genaueres erfahren wollte. Dann zeigten sie mir, ohne viel Worte zu machen, wie ich aus dem „Handapparat“, einer kleinen Bibliothek von Fachbüchern-Lexika, Literatur- und Wissenschaftsgeschichten, Porträtkatalogen, Lebensbeschreibungen und Wörterbüchern, fast wie ein Detektiv allein etwas herausbekommen konnte. „Es ist alles schon da, man muß es nur finden!“ ist noch heute für mich eine Ermutigung.

Viele alte Werke waren in Lateinisch, manche in Französisch abgefaßt. Auf einmal machten mir die Fremdsprachen keine Schwierigkeiten mehr.

Ich liebte die stille Tätigkeit in dem nur von ein paar Lampen erhellten Raum. Täglich entdeckte ich aufregend Neues. Niemals wieder habe ich soviel erfahren und gelernt wie damals aus den



Fotomontage von Friedrich Böer
aus seinem Buch
„Die Reise in die Wirklichkeit“

alten Büchern, Bilderwerken, Atlanten, Holzschnitten, Kupferstichen, Lithographien. Besonders die Bilderwelt war es, die mich fesselte.

Später las ich, daß allein in den rund fünfzig Jahren zwischen der Erfindung der Buchdruckerkunst um 1445 und 1500 in Deutschland an die 13000 verschiedene Bücher mit nahezu 22000 Holzschnitten erschienen waren. Diese Holzschnitte in den Inkunabeln in ihrer Einfachheit und Strenge und ihrer knappen Formensprache kamen mir unerreichbar schön vor. Viele haben bis heute ihre Symbolkraft nicht verloren.

Nicht nur die Bilderfülle, auch die Art, wie man auf Bilderseiten ganze Wissensgebiete anschaulich und leicht verständlich ausgebreitet hatte, faszinierte mich. So ähnlich hatte ich mir in der Schulzeit mein „Wunderbuch“ vorgestellt. Was ich in meinen Lehrjahren an Bildern, Vorstellungen und Gedanken in mich aufgenommen hatte, ist mein lebendiger Besitz geblieben, jederzeit gegenwärtig und verfügbar, wenn ich mich heute bildhaft ausdrücken will.

Mein persönliches Verhältnis zu den alten Büchern und Handschriften: Sie lebten für mich, sie waren mir lebendige Zeugen für ihre Autoren, Holzschneider, Kupferstecher, Drucker. Ich sah ihnen in Gedanken über die Schulter, zog ihre Schriftzeilen nach, las mit den Augen ihrer Leser. In manchen Büchern fand ich noch ihre Spuren, abgerissene Papierecken als Lesezeichen, glitzernen Sand, mit dem ein Schreiber die Tinte getrocknet hatte, Fingerabdrücke in viel benutzten Medizin-, Koch- und Schulbüchern, eine vertrocknete Blume, eine Vogelfeder - Spuren von anderen von mir. Entdeckte ich falsche Seitenzahlen in alten Haushaltsbüchern Rechenfehler, so gedachte ich des Buchdruckerlehrlings oder des Küchenmädchens, gestraft worden waren. An meinem kleinen Tischchen in der Studierstube des Antiquariats lebte ich beim Durchblättern jedes alten Buches seiner Zeit, in ihren von Krankheit, Krieg, Unwissenheit, Hexenprozessen, Willkür und Gewalt bedrohten, beengten Lebensverhältnissen, ehe ich das nächste Buch zur Hand nahm und seine Karteikarte gewissenhaft ausfüllte.

Als Hersteller im Verlag

Ich besaß ein reiches Bilderwissen, als ich den nächsten Schritt tat. Eine freie Stelle in einem der ältesten deutschen Verlage (Weidmann sehe Buchhandlung in Berlin) lockte mich. Das Bilderwissen nützte mir nicht, der weißhaarige Prokurist examinierte mich mißtrauisch: „Was haben Sie sich denn vorgestellt? Sie haben bisher doch nur mit alten Büchern zu tun gehabt.“ „Jetzt wollte ich lernen“, fiel mir ein zuzugestehen, „wie neue Bücher gemacht werden.“ „Also Herstellung wollen Sie bei uns lernen? Da fangen Sie am besten von ganz unten an“. Und so geschah es: Lager, Packraum, Rechnungen schreiben, Statistik. Mir machte es allmählich Spaß, den Verlag von unten her ken-

nenzulernen. Nach zwei Jahren saß ich in der „Herstellung“, lernte alle Zustände und Vorgänge vom Manuskript bis zum gebundenen Buch kennen: Textumfang berechnen, Satzbild, Schriftarten und -grade, Satzanweisungen für die Druckerei, Bildgrößen ausrechnen, Klischees bestellen, Papier abrufen, bis zu Korrektur, Revision und Druckreif machen im ständigen Gespräch mit Autoren, Setzern, Druckern, Buchbindern und allen, die an der Herstellung beteiligt waren. Zwei Jahre später war ich „spezialisiert“, ich hatte alle Illustrationen für die Bücher des Verlages zu besorgen. Die meiste Zeit verbrachte ich nun in Bildarchiven, im Kupferstichkabinett, in Bibliotheken und Museen. Da war ich also wieder bei den Bildern. Manche Bücher illustrierte ich selbst; ich hatte einigermaßen fotografieren gelernt. Für die Bücher, die ich damals „herstellte“, durfte ich auch die Schutzumschläge entwerfen. Ich war von meinem Beruf begeistert. Von „Sachbüchern“ war in jener Zeit noch nicht die Rede.

Ein Bildredakteur sucht Ideen

In den folgenden Jahren – als Bildredakteur am Bibliographischen Institut in Leipzig – war ich nur noch „Bildermann“. Fotos und Zeichnungen waren für „Meyers Lexikon“ zu beschaffen, die Illustrierung aller neuen Verlagswerke zu betreuen; für Typografie, Layout, Schutzumschlag sollten neue Ideen gefunden werden. Anregungen kamen vom Bauhaus und von Gesprächen mit Künstlern und Fotografen wie Laszlo Moholy-Nagy und Dr. Erich Salomon. Kollagen und Fotomontagen, von denen es nur seltene frühe Beispiele in der Gestalt von „Klebebildern“ gegeben hatte, waren jetzt als Kunstform anerkannt und boten überraschende neue Möglichkeiten für die Buchillustration.

Bis dahin hatte ich niemals daran gedacht, selbst einmal ein Buch zu machen. Aber wenigstens hatte ich versucht, bei der Arbeit für das Lexikon und die anderen enzyklopädischen Werke des Verlages eine neue Darstellungsform zu entwickeln: Tafeln mit Montagen von Bild und Text, von denen Zusammenhänge, Vorgänge, Abläufe, Ideen einfach abgelesen, sofort verstanden und leicht behalten werden könnten. So, wie ich sie etwa auf Kupferstichblättern in belehrenden Büchern der Barockzeit mit Genuß betrachtet hatte, jetzt aber mit zweckbedingten Montagen von Foto und Zeichnung. Doch die Zeit schien noch nicht reif dafür gewesen zu sein.

In dieser Richtung bemühte ich mich auch, als ich einige Zeit später – im Jahre 1931 – in Berlin selbständig geworden war und für Buchverlage die Bildredaktion übernahm, die Illustrierung ihrer Bücher mit Zeichnungen und Fotos besorgte, die Layouts zeichnete und die Bildtexte schrieb.



Montage von Fotos und Zeichnungen aus Friedrich Böers
Kinderbuch „Klaus, der Herr der Eisenbahnen“

Zu den Layouts zeichnete und die Bildtexte schrieb. Dazu waren manchmal Reisen zu Verlagen, Autoren, Museen, Bildarchiven nötig, und auf einer dieser Reisen kam mir die Idee zu meinem ersten Buch. Ich hatte bis dahin nie auch nur den leisesten Wunsch gehabt, selber ein Buch zu machen. Geschweige denn ein Kinderbuch!

Ein Kinderbuch mit Fotomontagen

Als ich eines Morgens, Ende 1931, am Anhalter Bahnhof in den D-Zug nach Leipzig stieg, um dort mit einem Verleger über einen Auftrag zu verhandeln, ahnte ich nicht, daß ich am Abend mit einem eigenen, mir selbst erteilten „Auftrag“ zurückkommen würde.

Der Zug hatte gerade den Bahnhof verlassen und nahm Fahrt auf. Ich stand am Fenster, entspannt, genoß das Abreisegefühl, war ganz Zuschauer, als wir rechter Hand die schwarze Brandmauer pas-

sierten, die ich schon so oft bei Ausfahrt und Heimkehr gesehen hatte. Da machte jemand eilig ein kleines Fensterchen in der düsteren Wand auf. Ein Junge schaute heraus, als hätte er auf unseren Zug gewartet. Das war alles. Schon vorbei.

Ich setzte mich ins Abteil. Was war das für ein Fensterchen? Wer war der Junge? Warum interessierte ihn unser Zug? Was konnte man überhaupt von da oben aus sehen? Aus meinen Überlegungen wurde allmählich eine Geschichte. Als der Zug in den Leipziger Hauptbahnhof einführte, stand sie deutlich vor meinen Augen – als Kinderbuch mit Fotos und Zeichnungen. Es mußte nur noch gemacht werden.

Für das Buch würde ich einen Zeichner brauchen. Oder zwei. Einen für die Figuren und einen für das Technische. Statt zum Verleger ging Ich zur Kunstakademie. Ich suchte meinen Freund ERNST GRAEF, der gerade mit dem Studium fertig war, und traf ihn mit anderen in der Kantine. Bei dem Lärm konnte ich ihm nur Andeutungen machen. Aber er stimmte sofort zu. Ich sollte ihm nur Skizzen schicken, das würde schon genügen. Am Abend war ich wieder in Berlin.

In den nächsten Tagen zeichnete ich Entwürfe. Meine Geschichte stand fest: Sie sollte mit der schwarzen Brandmauer am Anhalter Bahnhof anfangen, und ein Junge, wie der am Fensterchen, sollte alles von der Eisenbahn zu sehen bekommen, was er wissen wollte. Irgend jemand, der überall Zugang hatte, sollte ihm alles zeigen. Etwas märchenhaft, aber doch auch sehr realistisch. Für das Reale, den Jungen und alle Außenansichten, wollte ich Fotos verwenden. Alles Instruktive sollte gezeichnet und in die Montagen einbezogen werden.

Jedes Erlebnis des Jungen, jedes Kapitel gewissermaßen, sollte eine Doppelseite einnehmen, nicht mehr. Als Einleitung zum Beispiel das Haus. mit der schwarzen Brandmauer. Dasselbe danach ganz klein aus dem Flugzeug, dann ein Blick in einen Lokomotivschuppen, eine Lokomotive im Schnitt und so weiter, jedes auf einer Doppelseite. Da jede in sich abgeschlossen war, konnte ich die Doppelseiten ohne Rücksicht auf die endgültige Reihenfolge einzeln aufbauen. Und so lange abändern, ergänzen, gegen andere austauschen, bis ich am Schluß alle Doppelseiten zu einem runden Ablauf der Geschichte anordnete. Jede Doppelseite sah anders aus und war dadurch für den Betrachter eine Überraschung.

So hatte ich nach ein Paar Tagen ein ungefähres „Roh-Layout“ fertig, bevor es irgend etwas Greifbares, eine Zeichnung, ein Foto oder wenigstens ein Bild des Jungen gab, der der Held der Geschichte werden sollte. Jetzt konnte die eigentliche Arbeit beginnen.

Als erstes suchte ich ein Haus, von dessen Dach aus ich die schwarze Brandmauer mit dem Fensterchen und die Eisenbahnlandschaft am Anhalter Bahnhof samt Stellwerk und Gleisen fotografieren konnte, ich mußte lange warten, bis der Zug vorüberfuhr, der mit aufs Bild kommen sollte. Zuhause klebte ich dann mehrere Ausschnittsvergrößerungen genau passend an- und übereinander. Auf diese Weise entstand die erste Fotomontage für das Buch.

Der Junge, der die Hauptperson in meinem Buch spielen sollte, war der Sohn eines Freundes. Zehn Jahre alt, an meiner Geschichte völlig uninteressiert und unbeteiligt, aber nett. Er machte geduldig mit, als ich ihn in den verschiedensten Haltungen fotografierte: stehend, gehend, sitzend, liegend, lesend, die Hand reichend, im Zimmer, auf der Straße, im Park. Viele Bilder; ich brauchte sie später für die Fotomontagen nur noch auszuschneiden.

In mein möbliertes Zimmer hatte ich einen zweiten Arbeitstisch gestellt, an dem „der Zeichner für alles Technische“ sich einrichtete: ERICH KRANTZ, ein Bühnenbildner (und mein ehemaliger Mitschüler), der den Bahnhof, das Stellwerk, den Lokomotivschuppen, die Signalanlagen und was wir sonst noch brauchten, an Ort und Stelle skizzierte und bei mir zu Hause sauber in Parallelperspektive zeichnete.

Zu gleicher Zeit war ich unterwegs, um mir sachliche Informationen und Unterlagen zu besorgen. Ich befragte Fachleute, vom Lokführer bis zum Oberamtmann der Reichsbahn, besorgte mir Längsschnitte durch Lokomotiven, fotografierte – mit Erlaubnis natürlich – auf dem Bahngelände, in Güterschuppen, auf dem Verschiebebahnhof. Bis sich genügend, nein, mehr als genug Anregungen, Auskünfte und Material auf meinem Tisch stapelten. Von eigenen und fremden Bildern ließ ich Vergrößerungen wachen und begann mit dem Ausschneiden und anschließend mit dem Kleben der ersten Fotomontagen.

Ich hatte kein Vorbild für meine Idee. Fotomontagen kannte ich als moderne Kunstform, ange-

wandt auf Plakaten, Buchumschlägen, Titelseiten illustrierter Zeitungen. Die Kollagen von MAX ERNST, die Klebebilder von KURT SCHWITTERS und HANNAH HÖCH hatten mich beeindruckt und gefesselt. Aber in Kinderbüchern hatte ich noch keine Fotomontagen gesehen, angenommen vielleicht in russischen Bilderheften für Kinder.

Vielleicht war ich auch durch die witzigen Quodlibets und Klebebilder des 18. Jahrhunderts angeregt, die ich als Lehrling im Antiquariat bewundert hatte, – kurz: Mich reizte es, durch Ausschneiden, Zusammen- oder Ineinanderfügen von Fotos, Zeichnungen und Objekten neue Bilder zu schaffen und Wirklichkeit und Fantasie ineinander übergehen zu lassen. Ich fand, daß solche Klebebilder das Auge des Betrachters viel länger fesseln konnten, als die reine Fotografie oder Zeichnung.

Die Arbeit ging schneller voran, als ich dachte. Die beiden Zeichner „spielten“ mit. Der „Figürliche“ in Leipzig wußte nicht einmal, wie seine Zeichnungen verwendet werden sollten; aber er paßte sie meinem Layout an, und alles stimmte zusammen. Als ich die Texte der ersten Seite geschrieben hatte, setzte ich sie selber in einer Druckerei ab, in der ich damals stundenweise experimentieren durfte und fügte sie in die bereits fertigen Montagen ein.

Jetzt hatte ich ein Muster zum Vorzeigen, aber noch kein Verleger. Ein Kinderbuch mit Fotomontagen. Wer kam dafür überhaupt in Frage? Ich ließ von den ersten Doppelseiten Kopien machen und schickte sie an Verlage, die mir geeignet schienen. Zwei, drei meiner Muster waren immer zu gleicher Zeit unterwegs. Die meisten kamen prompt mit einer Absage zurück. Nur der engagierte Berliner Kinderbuch Verleger HERBERT STUFFER hatte einen Sinn für Fotomontagen. Er nahm im August 1932 mein inzwischen satzreifes Manuskript an und brachte es noch im November heraus. STUFFER wollte gern jedes Jahr einen neuen Band dieser Art von mir haben. Er ließ sich nicht beirren, als in einigen Besprechungen Einwände gegen die Verwendung von Fotomontagen in Kinderbüchern geäußert wurden und nahm auch meinen Plan für ein zweites Buch sofort an.

War „Klaus, der Herr der Eisenbahn“ noch ein reines Kinderbuch gewesen, so trug mein zweites „Drei Jungen erforschen eine Stadt“ schon die Merkmale eines Sachbuches, wie ich es mir vorstellte, ein Anschauungsbuch mit Fotos, Zeichnungen, Schnitten, Planen, Montagen, mit knappen Texten und Erklärungen und wieder mit einer zusammenhängenden Geschichte.

Ein Kinderbuch soll erklären, was eine Stadt ist

Als ich STUFFER den Vorschlag für ein Stadtbuch machte, ahnte ich nicht, auf was ich mich da eingelassen hatte! Euphorisch bummelte ich durch Berlin, die Stadt, die ich liebte. Ich fuhr mit Autobus und Straßenbahn kreuz und quer und mit der Stadtbahn rings um das Häusermeer. Ich notierte alles, was mich interessierte, und was ich in dem neuen Buch zeigen wollte, wanderte durch die Wohnviertel im Osten und Westen, besuchte morgens ganz früh die Auktionen in der Markthalle, fotografierte im Hafen, beobachtete den Verkehr auf den Strassen. Vom Fensterplatz in der Hochbahn aus konnte ich im Vorüberfahren in die Häuser sehen und in die Wohnungen. Ich beobachtete die Leute, die mir gegenüber saßen, die aus- und einstiegen. Wer waren sie? Was taten sie? Wohin fuhren sie? Ich gewöhnte mich daran, alles, was mir auffiel, auf seine Bedeutung „abzuklopfen“. Ich stellte mir Kinderfragen, versuchte, sie zu beantworten und begriff auf einmal, daß ich nichts wußte, und als Ich mir darüber klar werden wollte: Was ist eine Stadt? Wie funktioniert eine Stadt, so daß man darin leben, wohnen, arbeiten und froh sein kann?, da erkannte ich, wie wichtig es war, Kindern eine gute Antwort darauf zu geben.

Zuerst fragte ich bei den Fachleuten nach, die es wissen mußten, in der Stadtverwaltung, in der Baubehörde, im Verkehrsamt, im Deutschen Städtetag. Ich fragte mich zu den richtigen Leuten durch und erklärte ihnen meinen Plan. Sie ermutigten mich oder rieten mir kurzweg ab: „Lassen Sie die Finger davon; das kann man Kindern nicht erklären“ Also mußte ich selbst erforschen, was ich wissen wollte, und wenn es Jahre kostete.

Ich fing noch einmal von vorn an, kaufte mir einen Stadtplan von Berlin und zeichnete mit Rotstift die Wege ein, die ich gegangen und gefahren war. Mit Blaustift kreiste ich die „Lebensräume“ ein, die sich erkennbar abgrenzen Hessen: die Altstadt, die verschiedenen Wohnviertel, die Geschäftsstadt mit Warenhäusern, Banken und Büros, die Industrieviertel, die Bahnhöfe und ihre

Umgebung. Und schließlich klebte ich fingernagelgroße weiße Schildchen dorthin, wo sich für das Leben der Stadt wichtige Einrichtungen befanden: Rathaus, Markthalle, Elektrizitäts-, Gas- und Wasserwerk, Post, Polizei und Feuerwehr, Kirche, Krankenhaus, Museum, und auf jedes Schildchen malte ich ein Symbol. Das Ganze war eine wichtige Vorarbeit, denn nun konnte mein Freund ERICH KRANTZ den Plan der nicht existierenden Stadt zu Papier bringen, die ich meinem Buch be-schreiben wollte.

Es wurde ein riesiger Stadtplan, so groß wie zwei Wohnungstüren, bunt wie ein Flickenteppich, mit allem, was ich gesehen hatte, mit eingezeichneten „Lebensräumen“ und mit Symbolen auf den wichtigen Punkten. Eine junge Tischlerin schnitt kleine Häuser für den Plan zu: Wohnblöcke, Bahnhof, Markthalle, Fabriken mit Schornsteinen, moderne Hoch- und alte Giebelhäuser, auch Schiffe, Bahnen, Autobusse. Wie Spielzeug sahen sie aus, wenn man sie an den richtigen Stellen auf dem Plan aufbaute.

Ein paarmal war ich in einer Schule und sah zu, wie die Kinder die richtigen Plätze für die Häuser suchten und dann „Stadt spielten“. Fast wie in meiner Geschichte: Drei Jungen sollten in einund-zwanzig Ferientagen eine Großstadt erforschen. Genau wie ich sollten sie sich einen Plan machen und danach getrennt auf Entdeckungsreisen gehen. Abends berichtete jeder, was er unterwegs beobachtet und erfahren hätte, und nach Ablauf der drei Wochen wußten sie alles, was ich selbst gerade mühselig erforscht hatte.

Nachdem ich die drei Jungen gefunden und in allen Lebenslagen fotografiert hatte, konnte ich ein ungefähres Layout zeichnen und schon mit den ersten Montagen beginnen, bevor sich die Zeichner ERICH KRANTZ und WERNER BÜRGER bei mir zu Hause einrichteten. Ein paar Wochen lang saßen wir an den Abenden – oft bis in die Nacht hinein – zusammen, experimentierten, debattierten und aßen zwischendurch belegte Brote. Sie zeichneten und retuschierten und ergänzten meine Fotos und Montagen durch Figuren und ganze Szenen, während ich die nächsten Zeichnungen vorbereitete und die Texte formulierte.

Das ganze Stadt-Erlebnis mußte auf zweiunddreißig Seiten untergebracht werden, von denen die letzten drei einen Plan der imaginären Stadt badeten, den der Leser bei der Lektüre aufklappen konnte. Knapp ein halbes Jahr hatten wir an dem Buch gearbeitet, als ich das fertige Bild/Text-Manuskript ablieferte. Wie der Verleger HERBERT STUFFER es damals fertig brachte, innerhalb von drei Monaten das Ganze setzen, zweifarbig klischieren, drucken und binden zu lassen, ist mir heute noch ein Rätsel.

Ein Kinder-Sachbuch über einen Bauernhof

Das Buch endete mit einer Einladung aufs Land. STUFFER, der immer noch an eine „Reihe“ dachte, erwartete nun von mir ein Buch über einen Bauernhof. Ein instruktives Buch von zweiunddreißig Seiten, reich illustriert, diesmal allerdings nur mit farbigen Zeichnungen, weil Fotomontagen jetzt als politische Aussagen abgelehnt wurden.

Ein paar Monate, in denen ich für kleinere Buchverlage die Bildredaktion besorgte, blieben mir für den eigentlichen „Broterwerb“ und für die Vorarbeiten zum „Landbuch“. Ich las damals alles; was ich mir an Literatur verschaffen konnte, fand aber nicht das, was ich eigentlich wissen wollte: das Alltägliche. Denn ich wollte das Leben auf einem Bauernhof nicht lehrhaft, aber auch nicht – wie sonst in Kinderbüchern üblich – in romantischen Stimmungsbildern, sondern ganz realistisch zeigen, so wie es ein Junge im Laufe eines Jahres erlebt. Nur: Wie sollte ich unter den damals gezählten 54.572 großen Bauernhöfen von 50 bis 100 Hektar Betriebsgröße den richtigen finden? HEINZ HEYN, ein Landsportlehrer, der sich durch seinen Beruf in bäuerlichen Verhältnissen sehr gut auskannte, empfahl mich an einen Professor an einer landwirtschaftlichen Hochschule. Der examinierte mich wohlwollend und sagte mich danach telefonisch bei seinem Vetter, einem Bauern in der Lüneburger Heide, an.

Auf dem Fahrrad, mit Schreibmaschine und Kamera im Rucksack, quälte ich mich durch den tiefen Sand hindurch zu dem abgelegenen Bauernhof. Es war genau so einer, wie ich ihn mir immer vorgestellt hatte.

Der Bauer, ein gescheiter, lustiger, aufgeschlossener Mann, stolz auf seinen dreihundert Jahre alten

Hof, machte meine Sache sofort zur seinen. Zwei Wochen war ich sein Gast, Obwohl es Erntezeit war, setzte er sich jeden Morgen und jeden Abend nach der Dämmerung eine Stunde mit mir zusammen. Ich war den Tag über auf dem Rade unterwegs gewesen, hatte beobachtet, notiert, fotografiert: die Landschaft mit Feldern, Wiesen und Wäldern, darin den Hof, Haupthaus, Ställe und Scheune, das Haus von innen und seine Raumeinteilung, Menschen und Tiere, Geräte und Maschinen. Für alles brauchte ich Vorlagen für meine beiden Illustratoren und natürlich Unterlagen für meinen Text.

Wenn der Bauer um zehn Uhr morgens zu mir ins Zimmer trat, durfte ich sofort mit meinen Fragen beginnen. Es gab damals noch kein Tonbandgerät; ich mußte alles im Kopf behalten und sofort hinterher aufschreiben. Beim nächsten Mal wurden meine Formulierungen kritisch geprüft und ergänzt. Kein Tag, an dem der Bauer nicht irgend etwas Wichtiges mitgebracht hätte: Flurkarten mit der Fruchtfolge, einen Bauriß von der letzten Überholung des alten Hauses, Fachbücher, Prospektblätter, das Wirtschaftstagebuch vom vorigen Jahr usw. Ich lernte und schrieb.

Was ich fertig hatte, nahm der Landbriefträger am nächsten Tag auf dem Fahrrad mit. Die Künstler, ERNST GRAEF und MARIANNE SCHEEL, hatten am übernächsten Tag meine neuesten Forschungsergebnisse auf dem Tisch und waren mit ihren Zeichnungen auf dem laufenden, als wir uns nach drei Wochen trafen. Ich bin den beiden immer noch dankbar dafür, daß sie damals so geduldig und verständnisvoll auf meine tausend Wünsche eingegangen sind. Obwohl sie den Hof nie gesehen, die Menschen dort nie kennengelernt hatten, stimmte alles. Und stimmt heute noch, nur ist das meiste ganz anders geworden. Motoren und Maschinen haben das Bild verändert. Unser Kinderbuch ist inzwischen zum Zeitdokument geworden.

Bevor ich das fertige Manuskript beim STUFFER VERLAG ablieferte, hatte ich alles noch einmal mit dem sachkundigen HEINZ HEYN genau durchgesprochen, die Bilder unter die Lupe genommen und die Texte Zeile für Zeile geprüft, die letzten Fragen geklärt, Mißverständnisse berichtigt, Übersatz gekürzt, einiges hinzugefügt. „Krischan, der Bauernjunge oder Leben und Arbeit auf dem Lande“ sollte ein brauchbares Sachbuch werden.

Ist schon bemerkt worden, daß die Abbildungen in alten Bilder- und Kinderbüchern oft wertvolle Auskünfte über frühere Lebens- und Arbeitsverhältnisse geben? Von welchen Abbildungen in unseren Bilder-, Schul- und Kinderbüchern wird man in zwanzig, dreißig Jahren ablesen können, wie heute unser Alltag aussieht? Man müßte vielleicht auch unter diesem Gesichtspunkt anfangen, Kinderbücher zu sammeln.

Ein viertes Buch in dieser Reihe ist nicht zustande gekommen. Ich wollte eigentlich ein Kinderbuch über Schiff und Hafen machen, aber in Hamburg wurde mir schon bei der ersten Rundfahrt mit der Barkasse klar, wie vieles es hier zu erforschen gab. Für ein schmales Bändchen von zweiunddreißig Seiten wäre der notwendige Aufwand an Zeit und Kosten nicht tragbar gewesen.

Die gesamte Schifffahrt auf 68 Seiten

Dann sollte ich doch lieber gleich ein großes Buch machen, meinte damals der Verleger, bei dem ich acht Jahre zuvor Hersteller gewesen war (Weidmannsche Verlagsbuchhandlung in Berlin). Er würde mit mir einen Vertrag schließen, und das Kinderbuch konnte ich dann ja später machen. STUFFER hatte nichts dagegen einzuwenden.

Der Verleger stattete ein kleines Arbeitszimmer mit zwei Tischen, zwei Stühlen und einem Schrank aus und stellte mir Schreibmaschine und Telefon zur Verfügung. Am zweiten Tisch saß später der Zeichner für alles Technische, der ehemalige Bühnenbildner ERICH KRANTZ, der auch beim Eisenbahn- und beim Stadtbuch mitgewirkt hatte. Die Zeichnerin für alles Figürliche; MARGRID VON ENGELHARDT, wohnte ganz in meiner Nähe. Ein gutes Team hatte sich zusammengefunden.

Wie das Buch – ein Erwachsenenbuch diesmal – aussehen sollte, wußte ich schon ungefähr. Wie ich den Plan verwirklichen mußte, das hatte ich als Hersteller, als Bildredakteur und bei meinen drei Kinderbüchern gelernt. Ich war mir auch bewußt, daß ich das meiste neu ergründen mußte. Merkwürdig, daß ich damals nicht vor der riesigen Aufgabe zurückschreckte. Aber ich ahnte ja noch nicht, was ich zwei Jahre später im „barocken“ Untertitel des Buches als Inhalt zusammen-

faßte: „Von Binnenschifffahrt und Seeschifffahrt, von Häfen, Werften, Reedereien, von Schuppen und Speichern und den Gütern darin, vom Meer, von Schiffen aller Art und der Schiffsführung, von Hochseefischerei und vom Walfang“.

Um keine Zeit zu verlieren, sah ich zwei Wochen lang in der Staatsbibliothek die wissenschaftliche Literatur der letzten Jahre durch. Ich arbeitete mich ein und notierte alles, was ich vermisse, besser: was nicht behandelt und nicht abgebildet war. Daraus entstanden ein langer Fragenkatalog und eine Bilder-Wunschliste.

Ich entwickelte ein ungefähres Arbeitsprogramm, besprach mit den beiden Grafikern die Zeichnungen für das Anfangskapitel vom Fluß und entwarf die ersten in sich abgeschlossenen Doppelseiten, um sie bei meinen Interviews vorzeigen zu können. Man sollte sehen, wie das Buch gemeint war.

Ich mußte viel wissen, bevor ich fragte und mußte viel fragen, bevor ich schreiben konnte und viel an Ort und Stelle gesehen haben, um es zu erklären und in Bilder umsetzen zu können. Ich ging also zu den Experten, um von ihnen zu lernen. Für jedes Interview bereitete ich mich sorgfältig vor: ich zeigte die schon fertigen Bildseiten und ließ mich anhand meines Fragekatalogs unterrichten. Meist fand ich Interesse für das entstehende Werk, die Fachleute machten Vorschläge und reichten mich an Kollegen, Behörden, Firmen weiter.

Die Sachkenner für die verschiedenen Gebiete der Binnenschifffahrt waren damals in Berlin anzutreffen, zum Beispiel im Verkehrsministerium, bei den Dampfschiffreedereien, den Hafen- und Lagerhausbetrieben, den Binnenschiffwerften, in der Schiffbauversuchsanstalt. Ich wurde überall beraten, mit Material und Nachweisen unterstützt und durfte hinterher mein Manuskript und die neu geschaffenen Zeichnungen zur Korrektur vorlegen. Die beiden Grafiker hatten alle Hände voll zu tun. Bald waren die ersten Doppelseiten über Wasserbau, Kanalisierung, Schleusen, Kanäle, Schiffshebewerke usw. fertig. Mit einer Reise auf einem Eilfrachtdampfer von Berlin nach Hamburg beschloß ich diesen Teil. KRANTZ, der Zeichner für das „Technische“, fuhr mit.

In Hamburg mietete ich in der Nähe des Hafens ein Zimmer als Stützpunkt für unsere Erkundigungen und als Arbeitsplatz. Auf einem Stadtplan steckten wir die Stellen ab, die wir besuchen wollten. Die ersten drei Tage vergingen mit Besichtigungen, Orientierungsfahrten im Hafen, Museumsbesuchen, Sammeln von Informationen und dem Aufstellen eines Arbeitsplanes.

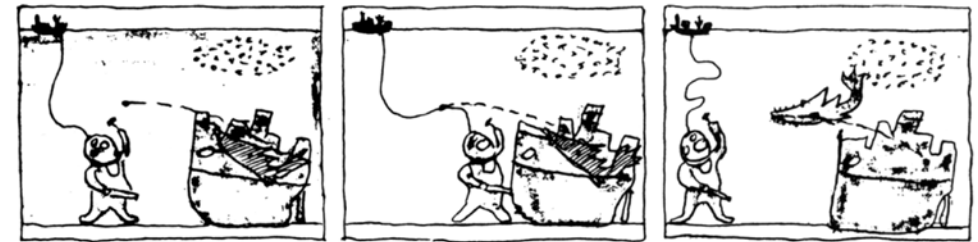
Gut vorbereitet besuchten wir Reedereien, Werften und Hafenbetriebe, Schuppen, Speicher, Lagerhäuser, Hafengewerbe und Werkstätten. In Gesprächen und Interviews holte ich die Informationen ein, die ich für den Text brauchte. Wir besichtigten, zeichneten, fotografierten und notierten, sprachen mit Lotsen, Tauchern, Schlepperkapitänen. Nachts sahen wir den Arbeiten im Schuppen und am Kai zu, dem Lösch- und Ladebetrieb der Schiffe oder saßen auf einem großen Fahrgastschiff beim Wachoffizier in der Kammer und ließen uns von seinen Seereisen und Schiffskatastrophen erzählen. Und in der Frühe standen wir in den Fischauktionshallen und hörten die Rufe der Versteigerer.

Unsere Mappen füllten sich mit Bauzeichnungen, Lageplänen, Luftbildern, Fotografien und mit den Skizzen und Notizen, die wir von unseren Informationsbesuchen mitgebracht hatten. In Berlin sollten sie dem technischen Zeichner als Unterlagen für Modelansichten von Hafen- und Werftanlagen, Längs- und Querschnitten von Seeschiffen, Speichern, Schuppen- und Kaianlagen dienen, und die Grafikerin würde sie dann nach meinen Fotos mit arbeitenden Menschen, mit Maschinen, Geräten und Gütern beleben.

Auf unserem Arbeitstisch im Hotel entstand allmählich der Idealplan eines großen Seehafens auf dem Papier, mit allen notwendigen Einrichtungen, dem Hamburger Hafen ähnlich, aber sehr vereinfacht. Die Reinzeichnung wurde später hinten im „Schiffbuch“ eingehftet.

Von der ersten Hamburgreise brachten wir Material für Monate nach Berlin mit. Es blieb nicht die einzige Reise nach Hamburg, denn es gab immer noch mehr zu erforschen und zu erfragen. Damit wir nichts falsch machten, hatte ich einen Berater mit großer praktischer Erfahrung gewonnen, einen österreichischen Schiffskapitän. Er kam oft vorbei, gab wertvolle Anregungen und prüfte die fertigen Texte und Zeichnungen.

Es gab aber Stoffe, die auch ich bei bester Information nicht darzustellen vermochte. Ich sprach darüber mit dem damaligen Direktor der Staatlichen Seefahrtsschule Hamburg, Professor OTTO



Entwurf von Friedrich Böer für ein Bewegungsbilderbuch (1979, nicht erschienen)



STEPPE. Er sah das Manuskript durch, das zu drei Dritteln fertig war und übernahm es, mich in allen seemännischen Fragen zu unterweisen und zu beraten, besonders im nautischen Bereich. Als „Das Schiffbuch“ endlich druckreif war, erbot er sich, alles noch einmal zu prüfen und die Korrekturen mitzulesen. Nach dem ersten prüfenden Gespräch hatte ich einen Freund gefunden, der mir noch viele Jahre hindurch ein unersetzlicher Mentor sein sollte.

Zwei volle Jahre hatte „Das Schiffbuch“ gebraucht, von der ersten Idee bis zum fertigen, gedruckten und gebundenen Buch. In den folgenden sieben Jahren hat es sechs Auflagen erlebt. Damals dachte ich, es müßte notwendig und reizvoll sein, eine ganze Reihe solcher Sachbücher nach diesem Prototyp zu machen. Ich wollte sie ähnlich aufbauen wie „Das Schiffbuch“, mit Zeichnungen, Schnitten, Trickbildern, Fotos und Fotomontagen. Nur schreiben sollten andere sie. Der Krieg verhinderte die Ausführung dieses Sachbuchplans.

Noch einmal: der Hafen

Nach dem Kriege war „Das Schiffbuch“ fast in allen Teilen völlig überholt. Da erhielt ich 1950 eine Einladung nach Hamburg zur Besichtigung des Hafens. Der hatte durch den Krieg und seine Folgen schwere Schäden erlitten. Hamburg hatte fast seine gesamte Handelsflotte verloren und die Hälfte seines Hinterlandes eingebüßt; jetzt war alles im Aufbau. Ein moderner Welthafen war wieder im Entstehen.

Aus der Besichtigung wurde ein wochenlangender Aufenthalt und ein neues Werk: „Der Hafen“. Ein Buch vom Laden und Löschen der Schiffe und von der Lagerung, von Kaimauern, Kränen, Schuppen, Lagerhäusern, von Stück- und Massengut, von Reedern und Schiffsmaklern, Kaiarbeitern, Schauerleuten und Ewerführern, von Schleppern, Schuten und Barkassen, von Werften, Docks und vielem anderen mehr“, so lautete der lange Untertitel (erschieden im BROSCHEK VERLAG). Diesmal gab es nicht die mühselige Pionierarbeit wie bei meinen früheren Büchern. Ich bekam in der Hamburger Hafen-Lagerhaus-Gesellschaft, dem größten Hamburger Kaibetrieb, einen kleinen, hellen Arbeitsraum mit Telefon, Schreib- und Zeichentisch usw. Um mir einen Überblick zu verschaffen, übertrug ich zunächst die reinen Umrisse des Hafens und der Hafenbecken auf einen großen weißen Papierbogen und trug in den folgenden Tagen und Wochen auf diesem Arbeitsplan alles ein, was ich gesehen, untersucht, erfragt hatte, samt allen wichtigen Namen, Adressen, Telefonnummern usw.

Mit dem Rade machte ich weite Fahrten durch das Hafengebiet. Auf einem mitgenommenen Plan bezeichnete ich die interessantesten Stellen, über die ich mich hinterher im Büro genauer informieren konnte. Ich fotografierte viel und machte zahlreiche Skizzen. Das Hafengelände war damals an vielen Stellen wie ausgestorben, nur englische Militärstreifen verlangten manchmal, Pass und Arbeitsausweis zu sehen, öfter begleitete ich in aller Frühe einen Inspektor der Hafen-Lagerhaus-Betriebe auf seinem Eilmarsch über die Schuppen- und Kaianlagen. In vier Stunden waren wir überall gewesen, hatte er sich über den Ablauf der Schuppen- und Kaiarbeit unterricht-

tet und mit allen Beteiligten das Wichtigste besprochen. Dabei erfuhr ich viel, was ich in meinem Hafengebäude gebrauchen konnte und was in keinem anderen Buch stand.

Von allen Seiten wurde mir diesmal Hilfe angeboten. Ich bekam Pläne, Schnitte, Fotos und in zahlreichen Interviews jede Auskunft, die ich wünschte. Die Behörde „Strom- und Hafengebäude“ beriet und unterstützte mich in allen technischen Fragen. Professor HERBERT PRIDÖHL, der diesmal den größten Teil der grafischen Arbeiten übernommen hatte, füllte seine Längs- und Querschnitte von Schuppen und Schiffen, seine Bilder vom Löschen und Laden und vom Wertbetrieb mit Menschen, Gütern und Maschinen.

Ein halbes Jahr Arbeit, dann waren alle Gebiete erforscht und auf Doppelseiten anschaulich dargestellt. In der richtigen Reihenfolge angeordnet ergaben die Doppel-Seiten das neue Buch. Als Sachbuch für Erwachsene angelegt. Und doch weiß ich, daß es viel von Kindern benutzt wurde - nicht nur im Schulunterricht. Ich habe die Erfahrung gemacht, daß ein anschauliches Sachbuch Menschen jeden Alters fesseln kann.

Ein „Schlüssel zu jedem Schiff“

Während ich mit meinem Freund LUDWIG MARIA BECK zusammen eine „Illustrierte für Jungen und Mädchen“ herausgab und die ersten Jahrgänge des von mir erdachten (und bis heute alljährlich gestalteten) „Ensslin Schüler-Taschenbuch und Jugendkalender“ erschienen, war ich wieder im Hafen Hamburg, um etwas zu erforschen. Diesmal sollte es ein Jugendsachbuch werden und wurde doch gleichzeitig ein viel benutztes Buch für Erwachsene: „Alles über ein Schiff“. Der Untertitel „Eine kleine Schiffskunde“ sagt, was man erfahren soll: eben alles, was man gern wissen möchte, hier aber am Beispiel eines einzigen, ganz bestimmten Seeschiffes gezeigt und erklärt (erschieden bei HERDER).

Ich war kein Laie mehr, aber doch in jeder Hinsicht ein Lernender. Ja, ich gab mir sogar große Mühe, alles zu vergessen, was ich wußte. Neugierig, als hätte ich noch nie ein großes Schiff besichtigt, durchstreifte ich die „Santa Ines“, ein modernes Fracht- und Fahrgastschiff der Hamburg-Südamerikanischen Dampfschiffahrts-Gesellschaft, 146 m lang, 8996 BRT, 13 Knoten Reisegeschwindigkeit. Vom Bug bis zum Heck, vom Doppelboden bis zur Schornsteinplattform gab es kaum einen Raum, den ich nicht zusammen mit dem Grafiker HERBERT PRIDÖHL besichtigt hätte. Während er Skizzen machte, fotografierte ich jedes Eckchen, vom Kabelgatt bis zur Rudermaschine, damit PRIDÖHL zu Hause genaue Unterlagen hatte. Wir stiegen, den Generalplan in der Tasche, die eisernen Leitern hinab in die Laderäume, den Maschinenraum, den Wellentunnel. Mit einem Koffer voll Notizen und Unterlagen aus dem Frage- und Antwortspiel mit allen, die am, im und auf dem Schiff zu tun hatten, reisten wir nach einer arbeitsreichen informativen Seereise heim. Aus den Bauplänen der Werft, den mit Besatzung und Fahrgästen belebten Längs- und Querschnitten und Raumbildern PRIDÖHLS, aus vielen Fotos vom Schiff und einem großen Schiffsmodell und den eingebauten Erklärungen und Texten entstanden instruktive Doppelseiten, die sich schließlich nach dem Baukastensystem leicht zu einem organischen Ganzen zusammensetzen ließen. Ein solches Sachbuch über ein bestimmtes Schiff als Beispiel für alle Schiffe hatte es damals noch nicht gegeben.

Ein ganz anderer Typ eines Sachbuches (für junge Menschen) war „So lebt man anderswo – Alltag, Sitte und Brauch bei vierzehn Völkern der Erde“ (HERDER). Ich hatte die Idee, daß Kinder aus vierzehn Naturvölkern, die elektrisches Licht, Büchsenkonserven, Radio und Fernsehen, Auto und Flugzeug noch nie gesehen hatten, erzählen sollten, wie sie leben. Die erste Geschichte verfaßte ich mit einem Völkerkundler gemeinsam als Modell; nach diesem Muster haben er und drei weitere Völkerkundler des Hamburgischen Museums für Völkerkunde die übrigen dreizehn Lebensgeschichten geschrieben. Bei jeder Geschichte sollten sechs, sieben Zeichnungen zeigen: wie das Kind aussieht, die Landschaft, in der es lebt, seine Wohnung von innen, zum Beispiel ein Iglu, eine Jurte, ein Zelt, ein Windschirm und etwas aus seinem Alltag.

Zwei Hamburger Künstler, LOTHAR WALTER und HILDA KÖRNER, haben in unendlich geduldiger Kleinarbeit aus den Sammlungen des Museums das Material zusammengesucht, das sie für ihre lebensgroßen Darstellungen brauchten. Das Buch ist in mehreren Sprachen übersetzt worden,

auch als Taschenbuch erschienen und heute vergriffen.

Die Spielregeln des Alltags – als Kinderbuch

Schon auf der Schulbank hatte ich, wie gesagt, über alles mögliche nachgegrübelt. Mein Wunschenkreise um „Spielregeln“. Man müßte schon in der Schule lernen, wie Menschen sich verhalten und wie man sich verhalten sollte. Wenn alle sich an diese Regeln hielten, dachte ich, dann könnte nichts schiefgehen.

An diese „Spielregeln“ im Umgang mit anderen mußte ich oft denken, als ich am Schulfunk eine Sendereihe zu betreuen hatte, in der die Schüler angeregt werden sollten, das Verhalten von Tieren in ihrem natürlichen Lebensraum zu beobachten. Mich hatte es schon immer interessiert, wie Menschen sind, was sie denken und tun, und wie sie mit anderen auskommen. Ohne zu wissen, zu welchem Ende ich es tat, begann ich „Spielregeln“ unseres Alltagslebens zu sammeln: Sitten und Gebräuche, ungeschriebene und geschriebene Gesetze, Vorschriften, Gebote und Tabus. Ich notierte, was mir dazu einfiel, schnitt Beispiele aus Tageszeitungen und Bilder aus Illustrierten aus und fotografierte, was mir unterwegs auffiel. Ich nannte es „Spielregeln“, aber für mich gehörte alles dazu, was zur gegenseitigen Verständigung und zum allgemeinen Nutzen dient.

Spielregeln kann man natürlich nicht direkt fotografieren. Man kann nur ihre Anwendung abbilden, zum Beispiel gegenseitige Hilfen und Rücksichten, aber oft nicht einmal das, sondern nur ihre „Werkzeuge“. Ich begann also auch diese zu fotografieren: Geld, Gewichte, Briefmarken, Hausnummern, Parkuhren, Dachtraufen (anbefohlene Rücksicht auf Vorübergehende), Mülleimer (im Mittelalter warf man den Unrat einfach zum Fenster hinaus) und unendlich viele andere Dinge, die für mich Stellvertreter von Spielregeln waren.

So hatte ich im Lauf einiger Jahre etwa 6000 Aufnahmen gemacht und wußte doch noch nicht, wie ich sie verwenden wollte. Bestimmt für ein Buch, denn es brannte mir auf den Nägeln, anderen unsere Umwelt und unser Verhalten und die Fülle der Spielregeln sichtbar vor Augen zu führen.

Eines Tages wollte einer meiner Freunde ganz genau wissen, wie das Buch aussehen sollte und für wen ich es machen wollte. Auf einmal, mitten in der Unterhaltung, wurde es mir klar: Ein Kinderbuch müßte es werden, denn Erwachsene könnten ja sagen: Das wissen wir alles schon! Ein Kinderbuch, mit vielen Bildern, kein Sachbuch, sondern eine zusammenhängende Geschichte mit vielen Beispielen.

Inhalt:

Ein Junge verirrt sich auf einem Ausflug in ein Bilderbuchschloß. Er erklärt sich bereit, den König über den Fluß hinweg in „unsere“ Welt mitzunehmen, um ihm das Lesen und Schreiben beizubringen. Unauffällig verkleidet erlebt der König fünf Tage lang in der Großstadt unseren Alltag als unaufälliges Abenteuer: Auto, Telefon, elektrisches Licht, Supermarkt, Zeitungen, Fernsehen, Kühlschrank, Konserven, Bakterien – alles ist neu und merkwürdig für ihn. Besonders überraschen ihn das Verhalten der Menschen auf der Straße, bei der Arbeit, beim Einkaufen, im Auto, mit Tieren, in Notfällen – und die zahlreichen Lebenserleichterungen und Gefahren.

Der Titel: „Die Reise in die Wirklichkeit oder: Jeder weiß mehr als er weiß“.

Die Hauptpersonen: Der König (= die Vergangenheit, dargestellt von einer alten Marionette) und der Junge (= die Wirklichkeit, dargestellt von einem munteren Jungen), beide hundertmal fotografiert und durch entsprechende Vergrößerung lebensgroß zueinander passend gemacht.

Während ich den König in Gedanken fünf Tage lang begleitete, war ich bemüht, alles so zu sehen und zu fotografieren, wie er es sah und verstand. Aber Gedanken kann man nicht fotografieren. Ich fand eine andere Lösung: Ich baute Bilder aus Fotos. Ich machte Fotomontagen.

Mit Fotomontagen kann man beinahe zaubern, kann man leere Räume mit Menschen füllen, Puppen lebensgroß neben Menschen setzen, nicht zueinandergehörendes zusammenfügen, Figuren hin- und herschieben – und das alles zu Hause, am Zeichentisch, ein Vergnügen sondergleichen. Der König konnte nicht lesen noch schreiben, nur zeichnen konnte er, ein Naturtalent. Ich machte es ebenso und zeichnete alles selbst. So ist das Buch gefüllt mit Fotos, Fotomontagen und Zeichnungen, in denen der Leser die Erinnerungen des Königs miterlebt.

Eine Reise durch unsere Alltagswelt – für sechshundneunzig Seiten ein gewaltiger Stoff. Ich habe

das Buch wie meine früheren Bücher so angelegt, daß jede Doppel-Seite mit Text und Bildern in sich abgeschlossen ist. Man kann das Buch aufschlagen, wo man will und wird immer eine abgerundete Geschichte, ein neues Abenteuer finden. Die großen Seitenüberschriften sagen, was der König sich denkt. Sie ziehen sich wie ein roter Faden durch das ganze Buch.

Das Tagebuch eines Vierzehnjährigen

war das Thema meines nächsten Buches. Sieben Jahre waren seit meinem letzten Buch „Die Reise in die Wirklichkeit“ vergangen. Eine lange Pause, ausgefüllt mit der immer wieder monatelangen Arbeit am nächsten Ensslin-Schülertaschenbuch und mit Lesen, Reisen und Schulbesuchen. Statt vorzulesen mußte ich da Fragen beantworten. Die Zehn-, Elf-, Zwölfjährigen wollten viel wissen: Wie man ein Buch schreibt, wie Fotomontagen geklebt werden, wieviel ein Schriftsteller verdient, – aber viel mehr noch interessierten sie sich für ganz alltägliche Dinge; es kam mir vor, als hätten sie noch nie mit einem Erwachsenen ein ernsthaftes Gespräch geführt, oft nicht einmal zu Hause. Meist war es eine Lehrerin, die der Unterhaltung freien Lauf ließ. Manche sagten hinterher, sie habe ihre Klasse einmal ganz anders erlebt.

Ich habe aus diesen unbefangenen Gesprächen viel gelernt. Jahrelang hatte ich mir schon Notizen gemacht, wenn Kinder etwas erzählt oder mich ausgefragt hatten. Ohne zu wissen, wozu ich das aufschrieb.

Juli 1979, ich hatte das letzte Manuskript für das Schülertaschenbuch an den Verlag abgeschickt und mich mit meiner Frau an der Ostsee ausgeruht, da begann ich eines Tages in den Mappen und Lackheften und in dem Aktenordner zu blättern, in dem ich mein Material gesammelt hatte. Die Überschrift hätte lauten können:

„Erklär mir die Kinder! Erklär mir die Erwachsenen!“. Ich ordnete das Material, schied vieles aus und fügte anderes hinzu. Das war ja der Stoff für ein neues Buch über die Spielregeln des Alltags! Ich fing an zu arbeiten, ohne noch einen Blick in mein Gesammeltes zu werfen. In die Lackhefte und den Aktenordner habe ich erst wieder hineingesehen, als ich fast fertig war mit dem Schreiben.

Als Kind war mir schon aufgefallen, daß der Mensch ständig denken muß: Über irgend etwas denkt er nach, irgend etwas bewegt sich in seinem Kopf, eine Frage, eine Erinnerung, ein Wunsch, etwas, was er vorhat, gerade gesehen hat oder sehen möchte, was er sich wünscht. So ging es mir schon als Junge. Ich hatte immer ein Blechschächtelchen bei mir, in dem ich einen ausgebrauchten Taschenkalender und einen Bleistiftstummel verwahrte. Auf die leeren Seiten kritzelte ich, was mir gerade eingefallen war, damit ich es nicht vergaß.

Geschichten anhören und erzählen war für mich immer ein großes Vergnügen. Ich fand, das ganze Leben besteht aus Geschichten, jeder erlebt täglich Geschichten, nur wird es ihm nicht bewußt. Ich überlegte: Was denkt der andere? Denkt er überhaupt? Ich beobachtete die Menschen und ihr Verhalten (und mein Verhalten) und speicherte alles, was mir auffiel, in meinem Gedächtnis. Vieles davon ist später in „Tobys geheimes Tagebuch“ eingegangen. Ja, eigentlich lebt dieses Buch gewissermaßen vom Geschichten erzählen.

Der Titel: „Tobys geheimes Tagebuch oder: Die Spielregeln des Alltags. Von den Gewohnheiten und Ansichten der Erwachsenen, wie Toby sie beobachtet und was er sich dabei gedacht hat“.

Inhalt: Toby hat an seinem vierzehnten Geburtstag von seiner Schwester Luna ein Tagebuch geschenkt bekommen. Er soll alles hineinschreiben, was er beobachtet und worüber er nachgedacht hat. Nicht jeden Tag, sondern nur, wenn er etwas erlebt hat.

Am meisten interessieren ihn Menschen, besonders die Erwachsenen, denn bald wird er selber erwachsen sein. Er studiert ihr Verhalten und denkt darüber nach, wie sie es machen, daß sie immer Rat wissen. Sie sprechen häufig von Spielregeln. Was sind das für Regeln, die nirgendwo aufgeschrieben sind und die viele nicht einhalten?

Er hört zu und fragt. Wie verschieden sind doch die Menschen: die Tante, die den Briefmarken die Zähne abschneidet, der Professor, der um die Welt reist und erforscht, wie man in Gefahr überlebt, der Vetter, der eine einfache Erfindung macht, die kleine Japanerin im Museum, der Mitschüler, mit dem er eine elektronische Miniorgel baut, die Leute auf dem Wochenmarkt – er

sammelt Menschenkenntnisse auf seine Art.

Er denkt über den Sinn des Lebens nach und fragt mit dem Recorder die Leute in der Fußgängerzone, lernt von einem Ingenieur im Intercity-Zug die Bedeutung geheimnisvoller Zeichen, läßt sich vom Vater erzählen, wie er seine ersten Lebenserfahrungen gemacht hat und vom Großvater, wie es ist, wenn man alt wird.

Und schreibt alles in sein geheimes Tagebuch, auch seine Erlebnisse in der Schule, mit Lehrern und Kameraden, seine Gespräche mit dem Vater, mit der Mutter und der Schwester.

Diesmal hatte ich es leicht mit den Illustrationen für das Buch. Die Fotos und Zeichnungen, mit denen Toby sein Tagebuch schmückte, machte ich selber. Fast jedesmal, wenn ich eine Geschichte schrieb, gelang mir auch eine handgroße Zeichnung dazu. Und die Fotos machte ich, wenn ich in der Stadt auf Bilderjagd war, irgendwo saß und nachdachte.

„Alles über ein Containerschiff“

heißt mein letztes Buch. Ich hatte das Glück, daß die Hamburg-Südamerikanische Dampfschiffahrtsgesellschaft mir die Gelegenheit bot, ihre neuesten Containerschiffe gründlich zu besichtigen und anschaulich zu beschreiben. Was sind das für Schiffe, die mit mehr als tausend gleichgroßen Kisten hoch beladen über die Meere rauschen, nur für ein, zwei Tage in den Häfen der Welt aufkreuzen, um dort ihre vollen oder leeren Behälter schnell zu löschen und andere zu laden und wieder auf die weite Fahrt zu gehen?

Die Aufgabe reizte mich. So ein Buch gab es noch nicht. Alles mußte zum erstenmal gezeigt und erklärt werden: die besondere Bauart dieser Schiffe, ihre Einrichtungen und Arbeitsweise, die Besatzung und ihre Aufgaben, der alltägliche Betrieb und ausführlich alles, was mit der Ladung zusammenhängt: mit dem Container.

Viele Fragen: Wie werden Container in den Laderäumen verstaut, ohne dass sie durcheinander geraten? Wie packt der Kran die ungefügten Kisten an, und wie werden sie in das Führungsgerüst „eingefädelt“? Wie findet der Kranführer im Zielhafen aus den Hunderten gleichförmiger Kisten gerade die heraus, die er haben will? Wie werden die vierfach übereinander gestapelten Container an Deck gesichert, damit sie auf der Reise nicht verrutschen? Wie wird ein Schiff mit so hoher Decksladung im Gleichgewicht gehalten? und vieles mehr.

Ich untersuchte das ganze Schiff. Vom Bug bis zum Heck, vom Peildeck bis in die haushohen Laderäume mit ihren stählernen Führungsgerüsten ließ ich keinen Raum aus. Überall fotografierte ich, fragte und notierte, was mir wissenwert erschien.

Auf dem Terminal sah ich zu, wie die Container mit Lastkraftwagen und Bahn angeliefert oder auf der Packstation mit den verschiedensten Gütern kunstvoll beladen oder geleert wurden. Ich besichtigte die Schuppen und ging den gefährlichen, haushohen, fahrbaren Containerstaplern aus dem Wege, den größten Landfahrzeugen, die sonst auf keiner Straße fahren dürfen.

Als Unterlagen für diese Zeichnungen hatte die Werft mir zahlreiche Baupläne zur Verfügung gestellt. Ich entfernte die Konstruktionslinien darin und ließ stattdessen in die entstehenden freien Räume von einer Zeichnerin Maschinen und Hilfsmaschinen. Wohn- und Arbeitsräume usw. einfügen, genau der Wirklichkeit entsprechend. Wichtige technische Einrichtungen kann der Leser in meinem Buch immer gleich auf zwei, drei Zeichnungen, von oben, von der Seite und von vorne finden.

Die Reederei hatte mir jede Unterstützung zugesagt. Ohne die Auskünfte oder den Rat ihrer Offiziere, Ingenieure und anderer Fachleute, die mir in ungezählten Gesprächen Anregung und Hilfe gewährten, wäre ein solches Buch wahrscheinlich nicht zustande gekommen.

Was ich am Schluß nicht vergessen möchte: Ich habe immer treue Begleiter und Helfer gehabt, die mir bei meiner Arbeit zur Seite standen. In erst Linie denke ich an die Künstler: ERNST GRAEF, ERICH KRANTZ, WERNER BÜRGER, MARIANNE SCHEEL, MARGRIT VON ENGELHARDT, LOTHAR WALTER UND HILDA KÖRNER, HERBERT PRIDÖHL, LOTHAR UND REINA VOß, ERICH MÖNCH, ALBERT SCHÄFER-AST und viele andere. Mit ihnen konnte ich verwirklichen, was mir als Idee vorgeschwebt, was ich als Entwurf flüchtig auf das Papier gekritzelt habe. Stunden-, tage-, oft wochenlang hatten wir zusammengesessen, probiert, korrigiert,

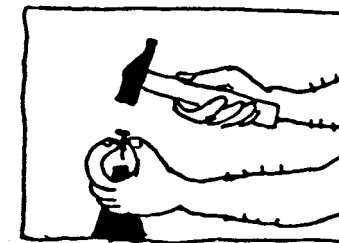
gefeilt – und uns dabei herrlich unterhalten. Ihnen habe ich für ihr Verständnis und ihre Geduld auch heute zu danken.

Am wertvollsten aber war mir der Beistand meiner Frau, meiner unermüdlichen Beraterin und der ersten Leserin meiner Bücher. Mit unzähligen Zeichnungen ist sie in meinen Arbeiten vertreten, besonders im „Buchfink“, im „Ensslin-Schülertaschenbuch“ und in den „Lindauer Bilderbogen“.

Vom Autor überarbeitete und erweiterte Fassung seines Beitrags
 „Alle paar Jahre ein neues Buch“ in: Omnibus 7 (1979),
 hrsg. v. Horst Künnemann. LESEN Verlag GmbH, Hamburg-München

Daten zu Friedrich Böers Leben und Werk

- 17.1.1904 geboren in Hamburg als viertes von fünf Kindern des Apothekenbesitzers Carl Böer und seiner Frau Gertrud, geb. Barkow
- 1905 Übersiedlung der Familie nach Berlin NO
- 1910-1921 Besuch des Andreas-Realgymnasiums in Berlin
- 1921 Reifezeugnis
- 1921-1923 Lehre im Antiquariat Speyer & Peters in Berlin
- 1923-1928 Hersteller im Verlag der Weidmannschen Buchhandlung in Berlin; Bildbeschaffung für Schullesebücher, Fotoarbeiten für Sportbücher, Entwurf der Umschläge, Anzeigen und Prospekte für die Verlagswerbung
- 1928-1931 Bildredakteur im Bibliographischen Institut in Leipzig; Beschaffung von Illustrationen für „Meyers Lexikon“ und Bildwerke des Verlages, typografische Gestaltung und Umschlagentwürfe
- 1931-1940 selbständig in Berlin; Bildbeschaffung für Buchverlage und Zeitschriften und eigene Bücher
- 1932 erstes Kinderbuch „Klaus, der Herr der Eisenbahnen“ mit Montagen von Fotos und Zeichnungen
- 1933 zweites Kinderbuch „Drei Jungen erforschen eine Stadt“ mit Montagen von Fotos und Zeichnungen
- 1934 drittes Kinderbuch „Krischan, der Bauernjunge“ mit farbigen Zeichnungen
- 1935 Eheschließung mit Doris Puhonny, Tochter des Malers, Grafikers und Marionettenschöpfers Ivo Puhonny und seiner Frau Linda, geb. Stollreiter, Baden-Baden
- 1937 „Das Schiffbuch“, Sachbuch
- 1940-1945 eingezogen zur Luftwaffe
- 1943 Rückzug meiner Frau mit unseren drei Kindern nach Baden-Baden
- 1945 in Berlin ausgebombt, Übersiedlung nach Baden-Baden
- 1945-1957 wieder selbständig in Baden-Baden
- 1945-1948 Herausgabe der „Lindauer Bilderbogen“
- 1950 „Der Hafen“, Sachbuch
- 1950-1957 zusammen mit Ludwig Maria Beck: Begründer und Redakteur der Kinder-Illustrierten „Buchfink“
- 1950-1980 Begründer und Redakteur des „Ensslin-Jugendkalenders“
- 1954 neue Ausgabe von „Drei Jungen erforschen eine Stadt“
- 1955 „Alles über ein Schiff“
- 1955 Herausgeber des Jugendbuches „So lebt man anderswo“
- 1957 Übersiedlung nach Hamburg
- 1957-1969 Redakteur im Schulfunk des Norddeutschen Rundfunks in Hamburg; Sachberichte und Hörspiele
- 1962 neue Fassung von „Alles über ein Schiff“, seit 1969 selbständig in Hamburg
- 1973 „Die Reise in die Wirklichkeit“
- 1982 „Tobys geheimes Tagebuch“
- 1984 „Alles über ein Containerschiff“



BIBLIOGRAPHIE der von Friedrich Böer verfaßten und herausgegebenen Kinder-, Jugend- und Sachbücher

Eigene Werke (Ordnung chronologisch)

KLAUS, der Herr der Eisenbahnen: Ein Bilderbuch mit Fotos u. farb. Bildmontagen / Zeichnungen v. Erich Krantz u. Ernst Graef. - Berlin: H. Stuffer, 1932. - 28 S.

DREI Jungen erforschen eine Stadt: Eine kleine Stadtkunde mit Fotos u. farb. Bildmontagen / Zeichnungen v. Werner Bürger u. Erich Krantz. -Berlin: H. Stuffer, 1933 und 1946. - 28 S., 1 Plan

KRISCHAN, der Bauernjunge - Leben u. Arbeit auf dem Lande / Mit farb. Bildern und Zeichnungen v. Ernst Graef u. Marianne Scheel. -Berlin: H. Stuffer, 1934 und 1943. - 32 S.

Das SCHIFFBUCH: Von Binnenschiffahrt u. Seeschiffahrt, v. Häfen, Werften, Reedereien, v. Schuppen u. Speichern u. den Gütern darin, v. Meer, v. Schiffen aller Art u. der Schiffsführung, v. Hochseefischerei u. Walfang / Mit 160 Fotos u. 350 Zeichnungen v. Erich Krantz u. Margrit von Engelhardt. -Berlin: Weidmannsche Verlagsbh., 1937. - 168 S., 2 Bildtafeln

Der HAFEN: Ein Buch v. Laden u. Löschen der Schiffe u. v. der Lagerung, v. Kaimauern, Kränen, Schuppen, Lagerhäusern, v. Stück- u. Massengut, v. Reedern u. Schiffsmaklern, Kaiarbeitern, Schauerleuten u. Ewerführern, v. Schleppern, Schuten u. Barkassen, v. Werften, Docks u. vielem anderen mehr / Mit 85 Zeichnungen, Schnitten, Karten v. Herbert Pridöhl u.a. und mit 177 Fotos. - Hamburg: Hansa C. Schroeder & Co., 1950. - 136 S.

DASS. 2., Neubearb. Aufl. -Hamburg: Broschek, 1956. - 136 S.

ALLES über ein Schiff: Eine kleine Schiffskunde / Mit Zeichnungen v. Herbert Pridöhl u. zahl r. Fotos. -Freiburg: Herder, 1955, - 80 S.

DASS. Mit Zeichnungen v. Lothar u. Reina Voß u. zahl r. Schnitten u. Fotos. -Freiburg: Herder, 1962. - 80 S.

Die REISE in die Wirklichkeit oder: Jeder weiß mehr, als er weiß / Mit 500 Bildern u. Bildesbildern, Fotos u. Fotomontagen, Holzstichen (Bertall) u. Zeichnungen (v. Verf.). -Freiburg; Basel; Wien: Herder, 1973. - 96 S.

DASS. Ravensburg: O. Maier, 1977 (Ravensburger Taschenbücher 406)

TOBYS geheimes Tagebuch oder: Die Spielregeln des Alltags / Mit vielen Zeichnungen u. Fotos von ihm (Friedrich Böer). -Freiburg; Basel; Wien: Herder, 1982. - 119 S.

ALLES über ein Containerschiff / Mit 190 Fotos, Zeichnungen u. Schnitten. -Herford: Koehler, 1984. - 112 S.

Von Friedrich Böer herausgegebene Bücher, Zeitschriften und Reihen

LINDAUER Bilderbogen / Herausgeg. v. Friedrich Böer
Lindau: J. Thorbecke, 1948.

Es erschienen zwei Folgen in zwei Mappen, dazu drei weitere Einzelbögen.

Erste Folge

1. Eine Trost-Aria aus dem Jahre 1723
2. Die Zeichen der Handwerker. Gez. v. Susanne EHMCKE
3. Belohnte Güte. Eine Bildergeschichte v. Albert SCHÄFER-AST mit Versen v. F.B.
4. Die Haustiere, mit der Schere geschn. v. Fritz GRIEBEL
5. Eine Blumen-Uhr. Gez. v. Ursula SCHLEICHER-BENZ
6. Alte Schwäbische Ofentäfele. Neugez. v. Erich MÖNCH

Zweite Folge

7. Ein richtiges Notha bey jetziger Weltmode. Gez. v. Fritz GRIEBEL
8. Europäische Bürgerhäuser im Altertum und Mittelalter (I). Gez. u. beschrieben v. Otto VÖLCKERS
9. Ein Kinder-ABC. In Holz geschn. u. koloriert v. Josua Leander GAMPP
10. "Lauter Redensarten". Ins Bild gesetzt v. Rudolf NIESS
11. Alte schöne Backmodel. In den Stein graviert v. Joachim ROMANN
12. Undank ist der Welt Lohn. Eine Bildergeschichte v. Albert SCHÄFER-AST mit Versen v. F.B.

Einzelne Bögen aus der geplanten dritten Folge

13. Eine Galerie der Moden. Gez. v. Doris BÖER-PUHONNY
14. Europäische Bürgerhäuser von der Renaissance bis zur Neuzeit (II). Gez. u. beschrieben v. Otto VÖLCKERS
15. „Viele Köpfe unter einen Hut gebracht“: 30 sprichwörtliche Redensarten. Gez. v. Rudolf NIESS

Von F.B. existiert noch ein Entwurf zu „Lob des Tabaks“, der von Wilhelm Schnarrenberger ausgeführt werden sollte, andere Bilderbögen waren mit Zeichnungen von Karl Hubbuch, Fritz Koch-Cotha u.a. geplant.

BUCHFINK: Die Illustrierte für Jungen u. Mädchen /Hrsg. v. Dr. Bufi u. Seinem Freund Tobi;
Redaktion F.B. - Freiburg: Herder, 1950-57. - 7 Jahrgänge zu je 12 Heften

ENSSLIN-Jugendkalender (ab 1969 Ensslin-Schüler-Taschenbuch: Der große Jugendkalender) /
Hrsg. F.B., ab 1969 F. u. Doris B. -Reutlingen: Ensslin & Laiblin, 1949 -

SO lebt man anderswo! Das tägl. Leben bei vierzehn Völkern der Erde / Bearb. v. Wilhelm Bierhenke, Ulla Johansen, Herbert Tischner u. Heinz Walter. Mit vielen Zeichnungen v. Lothar Walter u. Hilda Körner;
gestaltet u. hrsg. v. F.B. -Freiburg: Herder, 1955. - 93 S.

DASS. Würzburg: Arena, 1972. - 134 S. (Arena-Taschenbuch 1181).



Sechsmal der König aus „Die Reise in die Wirklichkeit“ zur Verwendung in Montagen
In verschiedenen Stellungen zurechtgebogen